

GESCHICHTE UND REGIONALISMUS

Karl Bosl zum 70. Geburtstag

Von Friedrich Prinz

Dem Altbayern Karl Bosl, dem dieser Band des Bohemia-Jahrbuches zum 70. Geburtstag gewidmet ist, braucht man fürwahr keine Belehrung darüber zu geben, auf welche Weise Geschichte und Regionalismus genetisch miteinander verknüpft sind; ebensowenig muß man ihn darüber aufklären, daß sich Herrschaft und verfaßte Staatlichkeit zwar in einer ständigen, fruchtbaren, gleichsam realdialektischen Spannung zur historischen Kategorie „Regionalismus“ befinden, jedoch keineswegs in einem unaufhebbaren Gegensatz. Karl Bosls gesamtes umfangreiches geschichtswissenschaftliches Werk ist ein Beweis dafür, daß Regionalismus und europäische Dimensionen historischen Denkens sich nicht nur *nicht* ausschließen, sondern recht eigentlich wechselseitig bedingen. Von einem konsequent gesellschaftsgeschichtlichen Standpunkt aus, den er für die deutsche Nachkriegshistoriographie eminent fruchtbar und erfolgreich gemacht hat — man darf getrost von der Bildung einer gesellschaftsgeschichtlichen Historikerschule durch ihn sprechen! —, von diesem Standpunkt aus hat er nicht nur die bayerische Geschichtsforschung vom engen Korsett etatistischer Beschränkung befreit, sondern auch durch eigene, bahnbrechende wissenschaftliche Arbeiten wie auch durch organisatorische Neuschöpfungen die Geschichte der böhmischen Länder vom sterilen thematischen Antagonismus des tschechischdeutschen Gegensatzes befreit, und diese geschichtsträchtige Region in den größeren Zusammenhang einer gesamteuropäischen Geschichte eingebettet. Bayern und Böhmen als Kraftfeld und Modell gesamteuropäischer Entwicklungen und Strukturen, dieses große Thema hat er nicht nur selbst immer wieder in zahlreichen Untersuchungen und zusammenfassenden Werken behandelt, sondern damit auch das Arbeitsfeld für zahlreiche Schüler und Mitarbeiter abgesteckt und deutlich gemacht. Und damit bin ich auch beim Thema dieses Karl Bosl gewidmeten Aufsatzes, ein Thema, das zwar inzwischen einen fast modischen Akzent bekommen hat, das aber in Wirklichkeit schon immer zum Kern der geschichtswissenschaftlichen Arbeit des Jubilars gehört hat.

Wer in den letzten Wochen und Monaten Zeitungen und Zeitschriften aufmerksam verfolgt hat, dem bot sich ein faszinierendes, wenn auch dem Historiker wohlvertrautes Phänomen dar, nämlich die Erscheinung, daß eine seit langem ausgelöste Entwicklung unter dem Einfluß bestimmter Katalysatoren des Zeitgeschehens sich beschleunigt und intensiviert, gewissermaßen von der Aktualität eingeholt und schlagartig ins öffentliche Bewußtsein getragen wird. Ich spreche vom Regionalismus als einer dringlich gewordenen Alternative zur klassischen, fragil und mürbe gewordenen Form des großen europäischen Nationalstaats, dem machtvollen ideologischen Kunstprodukt des nationalen 19. Jahrhunderts.

Vor nicht allzulanger Zeit noch Schimpfwort und nahe dem Bedeutungsfeld von Provinzialismus, Rückständigkeit und störrischem Hinterwäldlertum angesiedelt, gewinnt der Regionalismus als politische Parole heute ein Gewicht und eine Dignität, die nicht von ungefähr kommt, ja, die radikale Linke, ansonsten eher in den Nervenzentren urbanen Lebens verortet, beginnt den Regionalismus als mögliche neue Schubkraft für ihr Langzeitprogramm der permanenten Revolution zu entdecken; Grund genug also, sich des Regionalismus mit Sorgfalt anzunehmen, soweit man nicht ohnehin durch die konkrete Politik allenthalben auf seine Realität und Präsenz gestoßen wird. Neue Konzeptionen, neue Formen der Identitätsfindung haben es an sich, dort zuerst ins allgemeine Bewußtsein vorzustoßen, wo sie notwendig Konfrontation hervorrufen müssen, wo beispielsweise eine ethnische Grenze für eine Minderheit den zentralisierenden Kräften der Staatsgewalt das Stigma des Fremden oder gar der Fremdherrschaft aufbrennt: Das Konkrete ist immer die wirksamste Form, ein lang herangereiftes neues Bewußtsein schlagartig zu aktualisieren. In Europa gilt dies besonders für Elsässer und Jurassier, Okzitanier und Bretonen, Basken und Katalonen, Korsen und Südtiroler; es gilt als traumatisch gewordener Bewußtseinsinhalt für die Sudetendeutschen, Regionalisten ohne konkrete Region, aber vielleicht gerade deshalb sensibilisiert für die Dringlichkeit des Regionalismus, weil sie die Opfer der Ideologie vom ethnisch homogenen tschechischen Nationalstaat geworden sind.

Regionalismus — heute durch brennende Minderheitenfragen zum weltweiten Problem geworden, weil nur ein Bruchteil aller souveränen Staaten der UNO sich ethnisch einigermaßen als homogen erweist — ist keine Mode, kein snobistischer Trend etwa zum Jodlerreservat oder zu den Grusel verursachenden folkloristischen Kunstindustrien, die auf der einträglichen Welle nostalgischen Rückzugs aus Realität und Politik reiten. Vielmehr tritt die Region als ältere, vornationale, durch Naturgegebenheit und Geschichte legitimierte Einheit umso kräftiger und gebieterischer in den Vordergrund, je globaler die technischen und ökonomisch-bürokratischen Zusammenschlüsse in unserer Welt werden, je perfekter die Fernsteuerung durch computerbestückte anonyme Zentralen wird. Es geht hier aber nicht um atavistische Abwehrreaktionen gegen einen Orwellschen Superstaat oder um die aktuelle ideologische Variante der Maschinenstürmerei des frühindustriellen Zeitalters, sondern um ein generelles politisches und gesellschaftliches Problem der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts.

Aporien am Ende der nationalstaatlichen Epoche treten immer deutlicher zutage: Es ist von der Unregierbarkeit großer zentralverwalteter Flächenstaaten die Rede, deren politische Mechanismen immer weniger greifen und als fremd und willkürlich empfunden werden. Ebenso wird aber auch in zunehmendem Maße der Anspruch geistiger Vorbildlichkeit bestritten, den die großen Metropolen und deren Massenmedien erheben; die „Nachrichten aus der Provinz“ wollen nicht mehr geistiger Nachtrab oder gar Folie für hämische Karikatur sein, sondern sie beanspruchen Eigengewicht, und oft steckt ein kaum unterdrückter Protest gegen die normierende Kraft der modernen Industriegesellschaft dahinter; die Renaissance des Dialekts als Medium neuer Botschaften ist hierfür ein Indiz. Man verstehe mich nicht falsch: Hier ist nicht die Rede von einem neuen „Ruralismus“ oder von

der simplen Konfrontation von Stadt und Land und schon gar nicht von jener fatalen Variante des ideologischen Antimodernismus, der sich während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft als „Blut- und Boden“-Ideologie à la „Bückeburg“ austoben konnte. Martin Walser, ein in unserem Zusammenhang gewiß unverdächtigere Zeuge, hat den hier anstehenden Sachverhalt für die Bundesrepublik voll heiterer Aufsässigkeit folgendermaßen ironisiert:

„Ach, geben wir es doch zu, Hamburg hat mehr Attribute pro Quadratzentimeter, Berlin mehr Bücher pro Brille, Düsseldorf mehr 20. Jahrhundert pro Kopf. Trotzdem sollte man sich in Berlinhamburgdüsseldorf nicht zu viele Sorgen um uns machen ... Wenn die übrigen Deutschen ihr Bild so lange im ‚Spiegel‘ korrigiert haben werden, daß die Bevölkerung nur noch aus dem Typus des Spiegelredakteurs besteht, selbst dann will dieser Typus ja immer noch in Urlaub fahren, ohne sich selbst zu begegnen. Dafür sind wir dann da. In unserer voll zivilisierten, mit fließend warmem und kaltem Wasser ausgestatteten Zurückgebliebenheit wird er sich von seiner angestrengten und anstrengenden Fortgeschrittenheit erholen.“

„Wir“ — das ist bei Walser die Lebensgemeinschaft einer durch Natur und Geschichte gewordenen Landschaft, einer historischen Region, deren Bewußtsein und Zusammengehörigkeitsgefühl ebenso vor dem Nationalstaat des 19. und 20. Jahrhunderts da war, wie es auch nach ihm noch da sein wird.

Und gerade in diesem Bereich kann und soll Geschichte, soll moderne Landesgeschichte neu verortet werden, ja, Landesgeschichte, wie sie am Beginn unseres Jahrhunderts als Methode entwickelt wurde, ist bereits ein Teil der Wiederentdeckung jener komplizierten, sich allmählich wandelnden Einheiten regionalgebundenen Gemeinschaftsbewußtseins, die neben und vor der modernen Staatlichkeit existierten und existieren und daher auch keine „Legitimationsprobleme“ (im Sinne von J. Habermas) haben. Im Bereich der aus vorgegebener Natur und geschichtlicher Entwicklung erwachsenen historischen Region braucht Geschichte nicht mehr, wie im Zeitalter des ideologisch beflügelten Nationalstaats, dem überregionalen Großgebilde eine faktographisch materialisierte Existenzberechtigung und Staatsideologie à la Treitschke nachzuliefern. Vielmehr wird eine recht verstandene Landesgeschichte, will sie nicht nur eine karikierte Miniaturausgabe etatistischer Geschichtsschreibung sein, das vorhandene, nach Artikulation verlangende regionale Gemeinschaftsbewußtsein „auf den Begriff“ und zu sich selbst bringen, im hegelschen Sinne nämlich. Daraus folgt von selbst, daß moderne Landesgeschichte methodisch nicht einfach Segment der traditionellen nationalstaatlichen Geschichtsschreibung und noch viel weniger nostalgische Fortsetzung duodezfürstlicher Hoffhistoriographie sein kann (wozu es heute ebenso naive wie lächerliche Ansätze gibt!), sondern sie kann nur wissenschaftlich abgesicherte Vergegenwärtigung aller jener Momente sein, die ein vorgefundenes regionales Gefüge und Bewußtsein konstituieren. Das bedeutet keinen Verzicht auf das harte Knochengestüt der politischen Geschichte, die ja in ihrer Einmaligkeit und daher Unwiederholbarkeit jeden von Menschen bewohnten Raum wesentlich in seinem So-Sein mitgeprägt hat, aber doch eine deutliche Gewichtsverlagerung auf Kulturgeschichte im weitesten Sinne. Kulturgeschichte nämlich nicht als ästhetisierendes Raritäten-

sammeln, sondern als Erforschung aller Schichten und Formen der Landeskultur, von deren sublimsten Äußerungen bis zur Vielfalt der Volkskultur, vergehenden und neu entstehenden Brauchtums, der Volksfrömmigkeit und -häresien bis zur materiellen Kultur im breitesten Sinne: der Organisation körperlicher und geistiger Arbeit in Stadt und Land.

Regional- und Landesgeschichte dieser Art, die als Volkskultur und Selbstidentifikation in einem bestimmten Raum und unter wechselnden politischen, religiösen und gesellschaftlichen Bedingungen gleichsam „dreidimensional“ verstanden werden will und damit auch die ideologische Beschränktheit des alten Fortschritts- und Entwicklungsgedankens hinter sich gelassen hat, — Landesgeschichte solcher Art also ist zugleich mehr und weniger als die klassische nationalstaatliche Geschichtsschreibung. Weniger ist sie, weil sie naturgemäß kleinräumiger sein wird und ihr ein durch Geschichte und Kultur definierter Raum sowohl Selbstzweck wie auch Modellfall genereller Entwicklungen werden muß. Aber schon das letztere Moment, wie es in den Arbeiten der französischen Annales-Schule deutlich zutage tritt, zeigt an, daß Landesgeschichte modernen Typs zugleich mehr ist als nationalstaatliche Historiographie; mehr vor allem deshalb, weil sie mit ihrem strukturanalytischen Ansatz oftmals gegenwärtige Staatsgrenzen überspringt und gleichartig entstandene größere Regionen erfaßt und vergleicht, mögen sie auch durch eine divergierende politische Entwicklung voneinander getrennt und eigene Wege gegangen sein. So ist beispielsweise Altbayern Teil einer großen Voralpen- und Alpenregion nördlich und südlich des Gebirgskammes, die seit der Antike auch gemeinsame Entwicklungszüge und zumeist sogar ähnliche ethnische Substrate besitzt, wie sie ja auch in der Gegenwart gemeinsame Verkehrs- und Wirtschaftsprobleme hat. Es ist ein großes Verdienst der bayerischen Staatsregierung, daß sie mit ihrer Initiative bei der Schaffung der Arbeitsgemeinschaft Alpenländer echtem Regionalismus ein Tor aufgestoßen hat. Mag sich der Arbeitsbereich der „Argealp“ auch auf sehr konkrete Fragen beziehen, und mag dabei jede Initiative notwendig noch unterhalb der bislang absoluten „Reizschwelle“ der staatlichen Souveränität liegen, so eröffnen sich hier in Zukunft doch neue Möglichkeiten, der vielzitierten europäischen Zusammenarbeit auch in neuralgischen Punkten — man denke an Südtirol! — sehr konkrete Inhalte zu geben.

Doch kehren wir zu unserem Thema „Geschichte und Regionalismus“ zurück und damit zu der Ausgangsfrage, wie eine schon lang angelaufene wissenschaftstheoretische Entwicklung, nämlich das Selbstverständnis moderner Landesgeschichte, plötzlich hohe Aktualität und dichten Realitätsbezug erhalten konnte. Hier gilt es, einen Blick auf die Anfänge der Landesgeschichte als einer komparatistischen, strukturgegeschichtlichen Wissenschaft zu werfen und vor allem auf die Motivationen, die sie am Beginn dieses Jahrhunderts hervorgebracht haben. Landesgeschichte entstand nämlich als eigene Disziplin zuerst dort, wo Staatsbewußtsein und regionales bzw. ethnisches Sonderbewußtsein nicht übereinstimmten oder sogar in scharfen Gegensatz zueinander traten. Beispielsweise in der Donaumonarchie, wo sich vor allem in den vielfältigen nationalen Reibungs- und Mischzonen zwischen Deutschen, Slawen und Romanen ein aus tiefen geschichtlichen Wurzeln genährtes Sonderbewußtsein entwickelte, das sich immer bewußter gegen jenes in der Ära Thun

besonders forcierte allgemeine „österreichische Staatsbewußtsein“ absetzte, artikuliert und in der Geschichtsforschung unterhalb und gegen das Grundmuster etatistischer Historiographie sein genuines Betätigungsfeld fand. Ähnlich war es in der ehemaligen preußischen Rheinprovinz, die sich selbst von Anfang an als mehr und als etwas anderes empfand denn als verwaltungstechnische Einheit eines modernen preußischen Staatswesens. Das kräftige katholische Selbstbewußtsein spielte hierbei ebenso eine Rolle wie alte Orientierungen nach dem Westen bis hin zur Ära des Code Napoleon und bis zur gemeinsamen römischen Vergangenheit des linksrheinischen Europa, die in der napoleonischen Epoche neu und kraftvoll in Erscheinung trat und in Trier, Mainz und Köln ein eindrucksvolles materielles Substrat zutage förderte, dessen geistige Breitenwirkung man nicht unterschätzen sollte. Die „Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden“, 1926 von Hermann Aubin, Theodor Frings und Josef Müller mit dem Untertitel „Geschichte, Sprache, Volkskunde“ herausgegeben, sind in diesem Sinne sowohl ein programmatisches wie ein methodisches Werk von grundlegender Bedeutung geblieben, eine wissenschaftliche Manifestation des vorhin genannten Faktums, daß moderne Landesgeschichte der Diskrepanz zwischen Staatsideologie und historisch verortetem Regionalbewußtsein ihre Entstehung und Attraktivität verdankt.

Karl Bosl hat dann der modernen Landesgeschichte sowohl den gesellschaftsgeschichtlichen wie den komparatistischen Aspekt hinzugefügt, wodurch sich gleichsam von selbst und mit innerer Logik der europäische Bezug regionaler Geschichtswissenschaft ergab. Es ist wohl keine Übertreibung, sondern eine nüchterne Feststellung, daß heute Geschichte ohne die gesamteuropäische Dimension — und dazu gehört auch die slawische Welt, ohne die es den europäischen Dreiklang von Romania, Germania und Slavia ja nicht gäbe! — ein sinnloses Geschäft wäre, ja vielleicht sogar zur „ancilla ideologiae“ entarten würde. Die „Region“ ist mit anderen Worten ein eminent europäischer Baustein, den die moderne Landesgeschichte ins allgemeine Bewußtsein zu heben beginnt.

Aus dieser genetisch-dynamisch umschriebenen Geschichtlichkeit und kulturellen Verfaßtheit einer Region, die sowohl vor wie neben der aktuellen staatlichen Verfaßtheit existiert, kann ein weiteres abgeleitet werden, nämlich daß Landesgeschichte niemals gleichsam „monadisch“ betrieben werden darf, daß sie niemals einen Teilbereich in eigensinnigem Provinzialismus zum „Nabel der Welt“ hochstilisieren wird. Ganz im Gegenteil liegt es in ihr notwendig angelegt, daß der Vergleich mit Nachbarregionen auf allen Ebenen geschichtlichen Lebens zum innersten methodischen Kern landesgeschichtlicher Forschung gehört, der Vergleich, der uns mit uns selbst bekannt und das Andere für uns erklärlich und verständlich macht, ohne dabei in aktuellen politischen Herrschaftsanspruch umzuschlagen. Der Vergleich geschichtlich gewordener Lebensformen schärft einerseits den Blick für das Eigene und Eigentümliche, andererseits entschärft er die Beschränktheit und Beschränkung nur auf das Eigene: den Provinzialismus in seiner traurigen und oft komischen Xenophobie.

Die tiefgestaffelte Geschichtlichkeit eines Raumes, einer Region zu begreifen, heißt zugleich erkennen, daß eine Landschaft in verschiedenen Zeiten sehr andersartigen Großsystemen zugeordnet, in sehr unterschiedliche kulturelle und politische

Koordinaten und Kontexte einbezogen war. So war Bayern immerhin ein halbes Jahrtausend mit dem Raum südlich der Donau verbunden und ebenso wie die linksrheinischen Lande Teil der *Germania Romana*. Es war und ist Teil eines alpinen Kulturgürtels und damit Glied eines weitreichenden supranationalen Regionalsystems mit markanten gemeinsamen historisch-geographischen Grundlagen. Schließlich und endlich hat der bayerische Stamm auch wesentlichen Anteil an der großen Epoche des mittelalterlichen Landesausbaus und der Kolonisation, und damit an der geschichtlichen Begegnung und Durchdringung mit der slawischen und der romanischen Welt. Deshalb die enge, auch strukturgeschichtlich begründete Nachbarschaft mit Österreich und den böhmischen Ländern, die zur Ausbildung verwandter Züge führte, mag auch der Verlauf dieser engen Nachbarschaft sehr starken Wandlungen, Krisen und auch Katastrophen unterworfen gewesen sein.

Ebenso klar dürfte aber auf der anderen Seite sein, daß eine in der historisch-kulturräumlich umschriebenen Region beheimatete Geschichtswissenschaft sich niemals zu einer wie auch immer gearteten Assimilationsideologie hergeben kann und wird, eine Feststellung, die besonders im Hinblick auf die fränkischen und schwäbischen Landesteile Bayerns ihre sehr konkrete Bedeutung hat und in der Schirmherrschaft des Landes über die quasi regionslose sudetendeutsche Volksgruppe auch eine wichtige kulturpolitische Gegenwartsdimension besitzt. Generell wird man sagen können, daß moderne Regionalgeschichte und vergleichende Landesgeschichte gleichsam *per definitionem* denkbar ungeeignet sind, als synthetischer Kunststoff: sprich ideologisches Plakat zur betulichen Verkleidung und nachträglichen Legitimierung ahistorischer politischer Konstruktionen zu dienen. Positiv gewendet will eine Geschichtsschreibung solcher Art dem Menschen Identität geben oder bewahren, die Wiederherstellung eines konkret erlebbaren, weil überschaubaren und daher verständlichen und vertrauten Lebensverbandes erleichtern und ihm, dem Menschen, jene Vertrautheit in einer historischen Landschaft zurückgewinnen helfen, die es ihm ermöglicht, sich den scheinbaren Sachzwängen einer mehr und mehr beängstigenden industriellen Gesellschaft entgegenzustellen, ohne dabei atavistischen Reaktionen zum Opfer zu fallen.

In diesem Sinne wird ein geschichtlich beglaubigter und bestärkter Regionalismus nicht Gefahr laufen, zum provinziellen Ressentiment gegen staatliche Organisationen und technischen Fortschritt zu degenerieren, aber er wird aus der konkreten Erfahrung einer Landschaft heraus die Gesamtgesellschaft sensibilisieren gegen industriellen und kulturellen Raubbau und gegen die angeblichen übergeordneten Interessen des unerbittlich fordernden Abstraktums Staat. Es geht also nicht darum — dies sei nochmals betont! —, vor den Erfordernissen der Zeit davon und damit „hinter die Schule“ zu laufen oder einem romantisch-nostalgischen Anarchismus das Wort zu reden, sondern Regionalismus als politisches Prinzip und historisch beglaubigtes Gemeinschaftsbewußtsein eröffnet die Chance für jeden Bürger, politische und administrative Entscheidungen konkret und unmittelbar vor Ort und am eigenen Leibe auf ihre Richtigkeit und Effektivität hin zu überprüfen und gegebenenfalls durch regionale Entscheidungsgremien korrigieren zu können.

Auch hier ist Bayern in einer denkbar günstigen Lage, weil es ebenso historisch gewachsener Regionenverbund wie auch kraftvoll strukturierter Staat ist, mithin

eine schlechthin ideale Vermittlerposition zwischen geschichtlicher Landschaft und politisch-administrativer Superstruktur einnehmen kann.

Wenn in den vorausgegangenen Überlegungen des politischen Schicksals der Sudetendeutschen Erwähnung getan wurde, dann nicht nur aus Gründen persönlicher Betroffenheit; vielmehr zeigt die Fortexistenz dieser vitalen Volksgruppe geradezu paradigmatisch die prägende Kraft der Geschichte, oder, genauer gesagt, regionaler Geschichte. Wir haben es hier, wie schon erwähnt, mit einem lebendigen Regionalbewußtsein ohne Region zu tun, denn die Heimat ist den Sudetendeutschen seit 1945 zwangsweise genommen worden. Dennoch ist dieser „Regionalismus“ kein blutleeres Abstraktum, sondern vielmehr ex negativo der Beweis für die normierende Kraft gemeinsamer historischer Erfahrungen, aus denen regionales Sonderbewußtsein entsteht. Dieses Bewußtsein lebt ganz offensichtlich fort und ist die Klammer, die einen spezifisch sudetendeutschen und deutschböhmisches Regionalismus auch ohne das konkrete Substrat der Region am Leben erhält. Die gemeinsame geschichtliche Erfahrung der alten Donaumonarchie, geschärft und verschärft durch ein zwanzigjähriges Minderheitenschicksal in der Ersten Tschechoslowakischen Republik — dies zeigt der Fall der Sudetendeutschen mit aller Klarheit —, erweisen die Richtigkeit der oben gemachten Feststellung, daß Regionalismus und Geschichtsbewußtsein eng und kausal miteinander verknüpft sind, ja, die Region ist auch das lebendige Kambium der Geschichte als Wissenschaft. Das enge Zusammengehörigkeitsgefühl etwa der Saarländer läßt überdies erkennen, daß sich ein handfestes Regional- und Sonderbewußtsein relativ rasch und aufgrund sehr junger geschichtlicher Kollektiverfahrungen bilden kann, in diesem Falle durch die politischen Erlebnisse der Zwischenkriegszeit.

Einige Ausblicke allgemeiner Art, die aber dennoch zum thematischen Kern gehören, seien hier zum Schluß angefügt. Regionalismus wird wohl immer wieder in eine gewisse Gefahr geraten, in provinzielles Ressentiment gegen die politisch-administrativen Zentralen, gegen den „Dschungel der Großstädte“ abzugleiten; dies kann zu einem falschen, modisch aufpolierten Folklorismus oder gar zu irrationalen Konfrontationen mit weitreichenden politischen Folgen führen. Auch hier scheint mir eine wesentliche Aufgabe moderner Landesgeschichte zu liegen, durch nüchternes Aufzeigen jahrhundertealter Wechselwirkungen zwischen Stadt und Land ein Auseinandertriften von Region und Großstadt zu verhindern. Für Bayern bietet sich das plastische und suggestive Beispiel der Barockkultur der Residenzstadt München an, einer Kultur, die zwar höfisch-urbanen Ursprungs war, aber dennoch in Kult, Frömmigkeit und Brauchtum, aber auch in den Formen des Wirtschaftens und mit technischen Innovationen tief in die Volksstruktur eingewirkt und ihr bis zum heutigen Tage charakteristische Merkmale aufgeprägt hat. Ideologisch verbrämte Zivilisations- und Stadtfeindlichkeit hat in einem so verstandenen Geschichtsbild keinen Platz. Wenn schließlich Konkretheit und damit Lebensnähe Charakteristika einer auf natürliche Regionen und historisch gewachsene Räume bezogenen Geschichte sind, dann vermag diese Wissenschaft, die im 19. und 20. Jahrhundert oft genug die Büchsenspannerin eines ideologisch ausufernden Nationalismus gewesen ist, auch einen wesentlichen Beitrag zum Verständnis ethnischer Minderheiten in ihrem Forschungsbereich zu leisten. Wer er-

kannt hat, wie Minderheiten entstehen und aufgrund welcher historischer Erfahrungen sie kollektiv reagieren, wird ganz von selbst davon abkommen, sie nach dem Wunschbild des ethnisch homogenen Nationalstaats lediglich als Störfaktoren, als „Sand im Getriebe“ oder gar als Schlimmeres zu betrachten. Geschichtlich verankerter Regionalismus wird ihnen einen legitimen Platz im eigenen Selbstverständnis zuweisen und sie bewußt vor dem Zugriff staatlicher Zwangsassimilation bewahren. Das Verhältnis der deutschen Südtiroler zu Ladinern und alteingesessenen Italienern war niemals in jener fatalen Weise problematisch, wie es sich ein gewaltsam unifizierender Risorgimento-Nationalismus gewünscht hätte.

Damit sind wir bei einem letzten und wohl entscheidenden Aspekt: Mit dem unaufhaltsamen Abstieg des zentralistischen, zumindest im Ansatz nationalistischen Großstaats im klassischen Sinne können heute der Regionalismus und eine auf geschichtlich gewachsene Regionen bezogene Landesgeschichte ihre oft nur gönnerhaft konzedierte „Kellerexistenz“ in der pompösen Bankrottvilla des jakobinischen Zentralismus verlassen und schrittweise und auf natürliche Weise von „Land und Leuten“ geistig Besitz nehmen, ohne die Vorteile und Errungenschaften der vorausgegangenen Epoche nun ihrerseits geschichtsfeindlich fallenlassen zu müssen. Landesgeschichte wird denkbar als dauerhafter, historisch beglaubigter Baustein einer im tieferen Sinne europäischen Geschichte. In dieser wahrhaft europäischen Geschichte wären die großen, ideologisch zusammengefügt Nationalstaaten gewissermaßen Durchgangsstadien, notwendige „Episoden“, deren Existenz durch die höhere Form eines regional organisierten Europa im hegelschen Sinne „aufgehoben“ würde.

Hier schließt sich der Ring von Notwendigkeit und Wollen, und wir stehen wiederum an dem Punkte, von dem diese Überlegungen ausgegangen waren: Nämlich der nüchternen Einsicht in eine Gegenwartslage und historische Zwangsläufigkeit, die uns Mut zu Europa machen sollte, der Notwendigkeit, daß das immer weiter ausgreifende, globale Ausmaß technisch-administrativer Zusammenschlüsse den Regionalismus als politisch-gesellschaftliche Lebensform unausweichlich hervorbringen wird, soll diese unsere Welt ein bewohnbarer Raum für Geist und Leben bleiben.